

Münkler, Herfried

Ein virtueller Brückenschlag aus der europäischen

Universitätsgeschichte in die Zukunft der Universität Passau

Bartosch, Ulrich [Hrsg.]: Die Idee der Universität – heute. Passauer Perspektiven. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2024, S. 29-38



Quellenangabe/ Reference:

Münkler, Herfried: Ein virtueller Brückenschlag aus der europäischen Universitätsgeschichte in die Zukunft der Universität Passau - In: Bartosch, Ulrich [Hrsg.]: Die Idee der Universität – heute. Passauer Perspektiven. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2024, S. 29-38 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-289604 - DOI: 10.25656/01:28960; 10.35468/6071-03

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-289604>

<https://doi.org/10.25656/01:28960>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<http://www.klinkhardt.de>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt unter folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen. Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden und es darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-License: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work in the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. You are not allowed to make commercial use of the work or its contents. You are not allowed to alter, transform, or change this work in any other way.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Herfried Münkler

Ein virtueller Brückenschlag aus der europäischen Universitätsgeschichte in die Zukunft der Universität Passau

Vielen Dank für die Einladung, mir über die Universität und deren Selbstverständnis ein paar Gedanken zu machen! Die Idee der Universität steht ganz zweifellos in einem gewissen Spannungsverhältnis zur administrativen Politik, die ihre eigenen Pläne entwickelt und dabei darauf bedacht ist, den Anforderungen der Gesellschaft entsprechend auf die Universität Einfluss zu nehmen. Die Idee der Universität ist hingegen aus der Wissenschaft und deren Imperativen heraus zu entwickeln. Ich habe mich deswegen entschlossen, zunächst einmal, da ich ja den Aufschlag mache, einen Blick auf die Geschichte der Universität zu werfen, weil ich zu dem Ergebnis gekommen bin, die Universität sei so etwas wie ein Teleskop, also etwas, was man auseinanderziehen und zusammenschieben kann, wo frühere Elemente im Gegenwärtigen noch enthalten sind, erneuert, stärker gemacht oder aber vielleicht auch abgeschraubt und beiseitegelegt werden können. Deswegen beginne ich zunächst einmal mit einigen Etappen der Universitätsgeschichte, aus denen heraus sich dann die Idee der Universität von heute ergibt, bei denen man aber auch sagen muss, jede einzelne dieser Etappen hat ebenfalls ihre spezifische Idee gehabt, die mehr oder weniger in der institutionellen Gestalt von Universität ihren Ausdruck gefunden hat.

1 Erste Etappe

Im Allgemeinen beginnen die Darstellungen der Geschichte der Universität im Hohen Mittelalter; sie beginnen mit den beiden großen Gründungsuniversitäten in Europa, nämlich Paris und Bologna. Bologna ist ja vor etwas mehr als einem Jahrzehnt noch einmal auf die politische Tagesordnung gesetzt worden, als die Gründungsuniversität Bologna zum Namensgeber des Bologna-Prozesses geworden ist. Hier sind die Wurzeln einer neuartigen Institution zur Weitergabe und Neuformierung des Wissens zu finden, die im Hohen Mittelalter an die Stelle der bloßen Wissensarchivierung in den Klosterbibliotheken getreten ist, als im 6. nachchristlichen Jahrhundert, unter Anführung des Cassidor, der ins Kloster Monte Cassino ging, die großen Gelehrten sich aus den Städten als den Zentren

des gesellschaftlichen Lebens zurückzogen und in die Klöster gingen und dort ihr Wissen, ihre Bücher zumal, archivierten. Das änderte sich seit dem 12./13. Jahrhundert, als die ersten Universitäten entstanden und an die Stelle der, jedenfalls in Konkurrenz zu den Klosterbibliotheken traten. Die Universität steht dabei für einen Bruch in der „Ordnung des Wissens“, um diesen Begriff von Michel Foucault aufzugreifen, insofern sie nicht nur die Vergangenheit pflegt, also den antiken Wissensbestand ordnet, sondern über die Pflege des Wissens hinaus im Modus des Disputs, also einer bestimmten Form der konfrontativen Auseinandersetzung, dieses Wissen in Form bringt, neu konturiert und organisiert.

Dabei blieben die Universitäten freilich zunächst auf die Wissensbestände der Antike festgelegt, also auf Platon und Aristoteles, auf die Schriften der Patristik, vor allem in der Theologie, wo aber auch Platon und insbesondere Aristoteles, den man sich im Mittelalter eigentlich nur mit Tonsur vorstellen konnte, eine zentrale Rolle spielten, oder auch auf die Texte der berühmten Ärzte der Antike, Hippokrates und Galenos, sowie die Rechtsammlungen der Römer, vor allen Dingen die des Justinian. Das ist der Bestand, um den sie kreisen, aber sie ordnen den Bestand neu, und ich glaube auch, dass man sagen kann, der Modus des Disputs ist etwas, das einen europäischen Sonderweg darstellt gegenüber anderen Kulturkreisen, wie dem islamischen oder dem chinesischen Kulturkreis: eben nicht nur reine Pflege des vorhandenen Wissens, sondern diskursive Auseinandersetzung zwecks Aneignung. Sicherlich ist noch die empirische Forschung hinzuzufügen, die natürlich nicht in den heutigen Bahnen ablief, die es aber auch gegeben hat. Sie findet damals jedoch außerhalb der Universitäten statt. Sie kommt epistemologisch gegen die Theorie nicht an; das ist also eine Zeit, in der eher die Theorie dominiert. Die Experimente, die durchgeführt werden, bekommen teilweise eine pejorative Bezeichnung: Das sind die Alchemisten – die machen da irgendetwas Eigentümliches, das gelegentlich mit dem Versprechen von wunderbarem Reichtum einhergeht, aber derlei findet nicht an der Universität statt.

Die Universität ist damals in vier Fakultäten gegliedert, die Theologische Fakultät, das ist die erste und wichtigste, die Medizinische sowie die Juristische Fakultät und dann noch die Septem Artes Liberales, die ein bisschen abgesetzt sind, denn sie haben kein Promotionsrecht. Promotionsrecht haben nur die Theologie, die Medizin und die Jurisprudenz. Die Septem Artes Liberales schließen ab mit dem Baccalaureus bzw. dem Magister. Sie sind einerseits Vorbereitungsstufe für die drei anderen Fakultäten, andererseits aber auch das eigentliche Eingangstor für die Akademisierung neuen Wissens; hier findet die kontroverse Auseinandersetzung statt, etwa – in Paris zumal – um Fragen der Endlichkeit der Welt oder des Anfangs der Welt im Schöpfungsakt, Fragen, die dann schon im 13./14. Jahrhundert sehr kontrovers diskutiert werden. Darüber könnte man viel sagen, denn das ist eine institutionell spannende Geschichte: Die Universität, vor allem die Pariser Artistenfakultät, ist ein Ort der Häresie, weswegen von Seiten der Orthodoxie

immer wieder „Säuberungen“ organisiert werden. In der Binnengliederung der Universität gibt es vier Nationen für die Studierenden. Es gibt häufig Auseinandersetzungen zwischen den Nationen, aber das muss uns hier und jetzt nicht weiter beschäftigen. Wichtig ist: hier wird eine Institution geschaffen, die europaspezifisch ist, sie steht unter der Aufsicht der römischen Kurie, d. h., diese Universitäten können nur mit päpstlicher Genehmigung gegründet werden, sie bedürfen des päpstlichen Privilegs, um anerkannt zu werden. Die Kurie ist so etwas, modern gesprochen, wie die europäische Zertifizierungsagentur der damaligen Zeit. Das zeigt auch gleichzeitig das Spannungsverhältnis zwischen dem Innovativen und dem, wenn Sie so wollen, Konservativen, weil man natürlich von Rom aus darauf achtet, dass diese Universitäten nicht aus dem Ruder laufen. Rom wacht über die Universitäten und ihr Wissen.

2 Zweite Etappe

Mit der Reformation ist die Abhängigkeit von der Anerkennung durch die römische Kurie zu Ende. Selbst in katholischen Ländern werden die Universitäten unter die Kontrolle des Territorialstaates gebracht. Der passt die Universität seinen Bedürfnissen an, d. h.: Zurückfahren der Internationalität, die vorher da war, als die Studierenden und Professoren aus „aller Welt“, der europäischen Welt, kamen, eine Zeitlang blieben und dann weitergezogen sind. Jetzt bildete die Universität eher das Personal aus, das der seit dem 16. Jahrhundert neu entstehende Territorialstaat für seine Erfordernisse braucht, nämlich Mediziner, Juristen, Theologen. Letztere sind im Zeitalter der Konfessionalisierung besonders wichtig, wo man als katholischer Staat keine protestantische Theologie gebrauchen kann und umgekehrt; und innerhalb des Protestantismus kommt es ebenfalls zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Lutheranern und Reformierten usw. Also, es ist eine landesherrliche Universität, um die es hier geht, und bei vielen Universitäten kann man das ja noch an der Namensgebung erkennen: Ludwig Maximilian, Friedrich Wilhelm, Philipp usw. Diese Universitäten sind wesentlich Ausbildungsstätten für das, was der Territorialstaat an Personal für seinen Betrieb braucht: Pfarrer, Richter, Verwaltungsbeamte sowie Ärzte und allmählich auch Lehrer an höheren Schulen. Hier wird so etwas wie eine Staatselite geformt, die neben der herkömmlichen Aristokratie im Sinne einer Geburtselite eher eine Leistungselite ist. Damit hat die Universität auch einen anderen Charakter bekommen, als sie ihn in der ersten Phase hatte. Sie ist das Zentrum einer neuen Elite. Das ist, glaube ich, wichtig, weil ein Aspekt, der immer wieder auftaucht. Aber: das gehobene und das höchste Wissen ist in dieser Etappe nicht an der Universität angesiedelt, sondern in den Akademien, die auf territorialer Ebene dann auch bald gegründet werden. Da ist die Preußische Akademie, da ist die Bayerische Akademie – die Französische Akademie natürlich, die Académie française. Wer als Herrscher etwas auf sich

hält, versucht auf dieser Ebene, aber außerhalb der Universität und teilweise auch gegen die Universität, die Gelehrsamkeit an sich zu binden. Die Universitäten dienen nach innen, die Akademien schmücken nach außen. Ein Teil der Exzellenz, wie wir heute sagen würden, die während der ersten Etappe ein Bestandteil der Universität war, wird in die Akademien ausgegliedert, und die Universität wird eine reine Lehr- und Ausbildungsinstitution.

3 Dritte Etappe

Die Universität der zweiten Etappe gerät in den großen Auseinandersetzungen nach der Französischen Revolution in die Krise, und es entsteht in Preußen eine Leitidee, die mit dem Namen Wilhelm von Humboldt verbunden ist. Der schafft eine Universität neuen Typs, die nicht mehr eine bloße Ausbildungsanstalt für Staatspersonal ist, sondern unter dem Motto der Einheit von Lehre und Forschung versucht, auch das, was zuvor allein in den Akademien stattfand, in die Universität zu inkorporieren: Exzellenz. Gleichzeitig entwickelt Humboldt ein neuhumanistisches Ideal, wonach Wissensvermittlung und freie Charakterbildung miteinander verbunden sein sollen, was auf eine Neukonturierung des Eliteprojekts hinausläuft, das stärker staatsfern ist, das sich nicht nur auf Dienstleistungen für den Staat konzentriert, sondern eine staatsunabhängige, teilweise auch staatskritische Elite zur Leitidee hat. Das heißt freilich nicht, dass man nicht weiterhin Personal für den Staat ausbildet. Das tut man sehr wohl, und dazu werden auch neue Eingangsvoraussetzungen, etwa ein bestimmter Typus von Abitur, festgelegt, die schärfer gefasst sind, als das vorher der Fall war. Man begrenzt den Zugang, indem man ihn formalisiert. Gleichzeitig aber öffnet sich die Universität auch in die Gesellschaft hinein, etwa in der Form, dass in Vorlesungen auch Nicht-Studenten anwesend sind. An den berühmten Vorlesungen Hegels nehmen Beamte und Offiziere teil, aber auch so ein frei flottierender Geist wie Heinrich Heine, der darüber berichtet. Oder als Schelling aus München nach Berlin geholt wird, „um die Drachensaat des Hegelianismus auszurotten“, wie der König schreibt, sitzen in der Vorlesung auf der einen Seite Engels (der eigentlich als Einjährig-Freiwilliger bei einem Artillerieregiment in Berlin dient), und auf der anderen Seite der notorische Revolutionär Bakunin – was für die Attraktivität dieses Typs von Universität für die Gesellschaft steht, zumindest für die gebildeten Kreise der Gesellschaft. Diese Universität entwirft auch so etwas wie die Utopie einer Republik der Bildung und Selbstbildung, die damit ins Spiel kommt, und sie stellt so etwas wie die Institutionalisierung des Projekts der Aufklärung dar. Aufklärung wird damit etwas, das mehr betrifft als ein paar Aufklärer, die vor sich hinschreiben, sondern Aufklärung wird institutionell. Institutionen sind auf Dauer gestellte Ideen. Das heißt, es geht dann auch um die Fragen der Deutungshoheit von dem, was ist, und dem, was sein soll, zwischen dem Staat

und der Universität, die eigentlich jetzt in einem zunehmenden Spannungsverhältnis zueinander stehen, denn man kann sagen, die Universität ist in mancher Hinsicht die Speerspitze im Kampf der bürgerlichen Gesellschaft um ihre Autonomie gegenüber dem Staat. Aber sie ist andererseits auch ein Ort der Kontrolle des zulässigen Wissens, das der Staat zu reglementieren versucht. Das schwankt immer wieder hin und her. Gleichzeitig allerdings geht es auch um den Anspruch, wer die besten Köpfe hat. Das ist nicht uninteressant, weil hier schon relativ früh eigentlich immer eine Konkurrenz zwischen der Universität in München und der Universität in Berlin besteht in der Frage, wer bekommt welche Berufung hin und wer nicht – und wo gehen vor allen Dingen dann auch die Studenten hin, angezogen durch die besten Köpfe auf den Professuren. Wenn ich gesagt habe, Staat und bürgerliche Gesellschaft kämpfen um die Dominanz, so kann man sagen, der Staat hat mit seinen Staatsexamina, die ja nicht der Universität unterliegen, „die Hand drin“, aber auf der anderen Seite hat auch die Universität ihre eigene Kompetenz, bei der der Staat nicht hereinredet, nämlich vor allen Dingen bei den Promotionsverfahren. Wir können hier das erste Mal beobachten, wie die Geschichte der Universität teleskopartig funktioniert, was natürlich eine Metapher dafür ist, um diese unterschiedlichen Etappen nicht als abgelegte Schlangenhäute, die irgendwo in der Geschichte herumliegen, zu begreifen, sondern als etwas, was in mancher Hinsicht überwunden ist, aber dann doch bleibt, also eine Metapher für die Hegelsche Denkfigur des „Aufgehobenseins“.

4 Gegenwart

Seit den 1960er Jahren – wir nähern uns also der Gegenwart – kommt diese Humboldtsche Universität einer Verbindung von Lehre und Forschung gegenüber dem gesellschaftlichen und politischen Druck, auch dem Druck aus der Wirtschaft, immer mehr in die Defensive. Man kann sagen, das Teleskop Universität reißt auf bzw. zerbricht. Da ist zunächst der allgemeine Akademisierungsschub; die Universität als Elite-Einrichtung wird Massenuniversität, und das führt zu einer notorischen Verschlechterung des Betreuungsverhältnisses. Wenn man bössartig sein will, kann man sagen, die Universität wird mehr und mehr zu einer Zertifizierungsmaschine, die über den Zugang zu Berufschancen, zu Lebenschancen entscheidet. Gleichzeitig wandern große Teile der naturwissenschaftlichen Forschung aus der Universität in eigene Institute aus. Das hat eigentlich schon um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert begonnen, als Institute gegründet wurden, die heute unter den Namen von Planck, Helmholtz, Leibniz als Namenspatrone organisiert sind. Was hier entstanden ist, ist eine universitätsaparte, distante Struktur von Forschung mit dünnen Anbindungen an die Universität, die, indem sie das Promotionsrecht für sich behauptet und auch das Recht des Professorentitels, diese Forschungsinstitute locker über so genannte

S-Professuren, also Sonderprofessuren, an sich binden kann. Gleichzeitig entstehen gewaltige Finanzströme, die an den Universitäten vorbei in diese Forschungsinstitute fließen. Als die Universitäten merken, dass das für sie auf Dauer ein Problem darstellt, klinken sie sich zunehmend in diesen Prozess der Drittmittelakquise ein, der zunächst in den Natur- und insbesondere auch den Ingenieurwissenschaften eine große Rolle spielt. Noch heute kann man sagen, normale Universitäten haben es schwer, mit Technischen Universitäten in der Gesamtakquise von Mitteln zu konkurrieren, weil die TUs einfach ganz andere Summen einwerben. Aber auch die Geistes- oder, wenn Sie so wollen, die Kulturwissenschaften und daneben die Sozialwissenschaften lassen sich zunehmend auf den Prozess der Drittmittelakquise ein. Dennoch kommen die Universitäten als Zertifizierungsmaschinen unter Druck, und es kommt zu einer Gründungswelle von Privatuniversitäten, die aber eigentlich keine Universitäten im klassischen Sinn sind, in dem sie die „universitas“ des Wissens abbilden und integrieren, sondern sich eher auf ein Fach oder ein Fächerbündel konzentrieren und in diesem Sinn eher „schools“ darstellen. Sie nutzen für sich die englische Bezeichnung „university“, die nicht geschützt ist, um sich Reputation zu verschaffen. In der Regel sind das Institutionen, die ausbilden und zertifizieren, in denen aber keine Forschung im engeren Sinne stattfindet. Die Universität im klassischen Sinne ist nicht mehr in der Lage – das war sie, wie ich zu zeigen versucht habe, freilich immer nur in begrenztem Maße –, die Summe des Wissens und die Einheit von Forschung und Lehre darzustellen, sondern es fällt alles auseinander. Viele Universitäten versuchen, durch die Einrichtung von „Institutes of Advanced Studies“ dagegen zu halten, um das Elite-Element in ihrer Identitätsbeschreibung zu behalten, also so etwas wie eine hausinterne Exzellenzeinrichtung zu schaffen, mit der sie sich gegen die Gefahr schützen, zum bloßen Massenbetrieb zu werden. Dann kommt es aber spätestens mit dem Exzellenzwettbewerb zu einer Differenzierung zwischen den Universitäten, die, wenn man so will, neben der intra-universitären Diversifizierung zu einer inter-universitären Diversifizierung führt. Das ist damals sehr kritisch diskutiert worden. In gewisser Hinsicht war und ist das ein Versuch, auf die Internationale Reputationskonkurrenz und die Herrschaft der Rankings zu reagieren und die Strukturen so zu reorganisieren, dass wenigstens einige deutsche Universitäten da mithalten können.

5 Und heute?

Was heißt das jetzt für heute? Das ist der abschließende Punkt, in dem ich zu zeigen versuche, was man mit diesem Teleskop dann doch vielleicht anfangen kann oder warum es nützlich ist, es sich vor Augen zu halten, wenn man über die gegenwärtige Situation der Universität nachdenkt. Man kann die jüngste Entwicklung – „jüngst“ heißt: die letzten 50 Jahre – als Ausdifferenzierung beschreiben. Wenn man das tut, dann beschreibt man die Geschichte der Universität anhand einer internen Dynamik, der Dynamik des Wissenschaftssystems oder der Wissensorganisation. Man kann aber genauso gut, und das ist wirklich nur eine Frage der Perspektive, diese Entwicklung als „Wildwuchs“ bezeichnen, bei dem nicht interne, sondern externe Faktoren ausschlaggebend sind, also das permanente Hereintragen von wissenschaftsexternen Aspekten, sei das nun regionale Strukturpolitik („da muss man jetzt noch eine Universität gründen“), oder seien es Anforderungen der Gesellschaft, seien es Anforderungen der Wirtschaft, seien es Vorgaben der UNESCO, Vorgaben, an denen gemessen wird, wie viele akademische Abschlüsse in einem Land sein müssen, und derlei mehr. Das Hereintragen immer neuer Anforderungen von außen hat zu einer Krise der Universität geführt, die eigentlich nicht mehr weiß, was sie ist und was sie sein will, und die permanent hin- und herschwankt zwischen wissenschaftsinternen und wissenschaftsexternen Anforderungen. Dante hat das in anderem Zusammenhang einmal beschrieben. Ich beziehe das jetzt nicht auf die Florentiner Verfassung, wie Dante es getan hat, sondern auf die Universität: Sie gleiche einer Kranken, die sich, um sich von Ihren Schmerzen zu befreien, ständig von der einen auf die andere Seite wälze und glaube, auf diese Weise das Problem zu lösen. Das ist in mancher Hinsicht eine ganz treffende Beschreibung der Universitätsgeschichte, wie ich sie seit Beginn meines eigenen Studiums im Frühjahr 1972 erlebt habe.

Man kann auch sagen: Universität ist der Ort von etwas geworden, was man als Überdehnung, als „over stretch“, bezeichnen kann; sie soll alles sein, ist aber gleichzeitig finanziell unterausgestattet, und wenn irgendein Problem auftaucht, welcher Art auch immer, dann kommt immer auch die Universität ins Spiel, die sich verändern soll. Ich glaube, dass die Idee der Universität, wenn es so etwas denn noch geben soll, gewissermaßen als Maßgabe, wie man den Wildwuchs ein bisschen beschneidet oder auch umpflanzt, auf die Überlegung hinausläuft: Wie kann man diese diversen Entwicklungen wieder zusammenbringen, wie ist es möglich, nicht nur die wissenschaftlichen Zweige, sondern auch diese diversen Anforderungen in eine Synergie miteinander zu bringen, wie das in den Anfängen der Universität war, also eine Institutionalisierung hinzubekommen, die die diversen Entwicklungen in ein Geflecht miteinander bringt und sie optimiert. Ist dieses europäische Projekt aus dem 12./13. Jahrhundert – „wir bringen verschiedene Formen des Wissens in ein Gespräch miteinander“ (sonst braucht man ja keine

Universität, sondern richtet einzelne Schulen ein) – noch weiterzuschreiben oder ist dieses Vorhaben am Ende? Sollten wir das Teleskop ins Museum geben oder aber sagen, „damit kann man schon noch etwas anfangen“?

Ich glaube, dass die Antwort darauf abhängig ist von den Möglichkeiten der Universität, mit den universitätsausgegliederten Forschungseinrichtungen in ihrer räumlichen Nähe zu kommunizieren, die, wenn man so will, als Spezialisierungskanäle dienen, und (wenn man das gut hinkommt) sowohl für die weitere Förderung von Studenten, die man ausgebildet hat, hilfreich sind, als auch Inputs in die eigene Lehre und Forschung darstellen. Ich habe das in Berlin (das ist natürlich eine besondere Situation, die so auf Passau nicht übertragbar ist) als Sozialwissenschaftler in der Kooperation mit dem Wissenschaftszentrum, mit der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik, mit der Stiftung Wissenschaft und Politik und anderem mehr immer wieder erlebt, wo man relativ früh Studenten und Studentinnen hinschicken konnte, damit sie dort Praktika machen, von denen aber auch eine Reihe der Kollegen über S-Professuren bei uns, also an der Universität, „angebunden“ waren. Das ist jetzt die spezifische Wahrnehmung eines Sozialwissenschaftlers, das ist aber in anderen Wissenschaften mit Max-Planck-Instituten und anderen Forschungseinrichtungen so ähnlich. Das heißt, die Universität ist hier so etwas wie das Zentrum einer *Forschungslandschaft*, bestehend aus diversen Institutionen, sie hält diese zusammen, verhindert, dass sie allein ihren Eigenlogiken, die natürlich nach wie vor eine Rolle spielen – was auch wichtig ist – folgen, sondern kommuniziert die wissenschaftlichen Kontakte, die Austausch in diese spezialisierten und manchmal auch blind für größere Probleme seienden Institutionen. Aber diese Ausdifferenzierung, und damit komme ich dann auf Passau, ist abhängig von regionalen Gegebenheiten: Es gibt da natürlich Räume, die in ganz anderer Weise Forschungslandschaften organisieren oder von ihnen partizipieren können als jene Universitäten, die nicht umgeben sind an Max-Planck-Instituten oder anderen Forschungseinrichtungen. Die müssen sich dann etwas anderes überlegen, was nicht heißt, dass sie sich abfinden müssen mit dem, was ist, sondern sie können durch entsprechende Ausgründungen oder aber durch Ideen, was da einzurichten wäre, sich diese zusätzlichen Kanäle in Wissenschaft und Gesellschaft aufbauen. Was aber in jedem Fall wichtig ist, ist in Anbetracht der Differenzierung auf Exzellenzniveaus – das sind Reputationsansprüche, die nicht unbedingt identisch sind mit der tatsächlichen Leistungsfähigkeit einer Institution – zu reagieren. Und deswegen glaube ich, dass jede Universität, und auch gerade Passau, schauen muss, „wie bekomme ich eine hausinterne Exzellenz hin“, um zu verhindern, dass die besten und klügsten Köpfe, männlich wie weiblich gedacht, nach einiger Zeit sagen, „ja, jetzt bin ich lange genug hier gewesen, ich hab‘ gemerkt, ich bin richtig gut, ich sollte woanders hingehen“. Das ist dann ein notorisches Ausbluten, das dazu führt, dass Universitäten auch resignieren – deswegen Graduiertenakademien oder Institutes of Advanced Studies. Die unterscheiden sich durchaus voneinan-

der: Graduiertenakademien sind allein als Zusammenfassung von Studentinnen und Studenten, die schon Abschlüsse gemacht haben und die noch weiter am Ort gehalten werden sollen, sinnvoll. Institutes of Advanced Studies sind so etwas wie eine „Weide“ für hauseigene Forscher, häufig Professoren, es können aber auch Habilitierende und andere sein. Aus meinen langen Beschäftigungen mit Fragen des Krieges bin ich natürlich auch auf die Bereitstellung von Kavallerie gestoßen, und da ist es so, dass Pferde eigentlich nur einsetzbar sind, wenn sie lange Zeit auf der Weide sind und sich ordentlich anfressen können, um dann für harte Einsätze leistungsfähig zu sein. Das wird man jetzt für Professoren so nicht organisieren können, neun Zehntel, aber wenigstens ein Zehntel der Zeit: ab auf die Weide. Und wenn es häufige Praxis ist, zu sagen, „ich habe ein Forschungsfreisemester, jetzt erhole ich mich oder ich arbeite die Dissertationen ab, die die ganze Zeit liegengeblieben sind“, oder was auch immer man macht – dann ist das dahingehend umzuorganisieren, dass man mit einem solchen Institute of Advanced Studies in die eigene Reputation, in die Lust der Forscher und Forscherinnen an der eigenen Institution investiert, um auf diese Weise jedenfalls Restbestandteile der Idee der alten Universität in den überbordenden und konsumtiven Massenbetrieb hereinzubekommen, Zeit für Forschung zu haben, sich wieder auf sich selbst zu besinnen, auf die Themen, derentwegen man Wissenschaft einmal attraktiv gefunden hat. – Und das geht eben nicht, indem man das abarbeitet, was liegengeblieben ist, sondern diese Institutes of Advanced Studies müssen dann auch so funktionieren, dass sie sagen: Du musst dein Leben und deine Forschungsprozesse so organisieren, dass du von dem Zeitpunkt des Beginns eines Freisemesters an, deiner Weide-Zeit, dich nur noch auf dieses Thema konzentrieren kannst und den ganzen Kram, den universitären Alltag, zurücklässt, um in den Feiertag des wissenschaftlichen Lebens eintreten zu können.

Das wäre auch so etwas wie eine Anregung zu einer guten Organisation der bislang bestehenden Forschungsmöglichkeiten, eine Verhinderung dessen, dass man während der Freisemester alle möglichen Freunde in aller Welt besucht und glaubt, das sei Forschung, sondern Verknüpfung der Identifikation mit der eigenen Institution. Das ist kurz und knapp und natürlich dann doch auch wieder viel zu lang, was ich zur „Idee der Universität – heute“ sagen wollte und auch speziell im Hinblick auf Passau.

Literatur

- Boockmann, H. (1999): *Wissen und Widerstand. Geschichte der deutschen Universität*. Berlin: Siedler.
- Brandt, R. (2011): *Wozu noch Universitäten?* Hamburg: Meiner.
- Ellwein, Th. (1997): *Die deutsche Universität. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart* (2., verb. Aufl.). Wiesbaden: fourierverlag.
- Fuhrman, M. (2004): *Der europäische Bildungskanon*, Frankfurt/M.: Insel.
- Hammerstein, N. (Hrsg.) (1995): *Universitäten und die Aufklärung*, Göttingen: Wallstein.
- Koch, H. A. (2008): *Die Universität. Geschichte einer europäischen Institution*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Rüegg, W. (Hrsg.) (1993-2010): *Geschichte der Universität in Europa*, 4 Bde., München: C.H. Beck., Bd. I: Mittelalter; Bd. II: Von der Reformation zur Französischen Revolution (1500-1800); Bd. III: Vom 19. Jahrhundert zum Zweiten Weltkrieg; Bd. IV: Die Nachkriegszeit.
- Schwinges, R. Chr. (Hrsg.) (2008): *Universität im öffentlichen Raum*. Basel: Schwabe.

Autorenangaben

Herfried Münkler, Professor em. für Politikwissenschaft
an der Humboldt-Universität zu Berlin
email: herfried.muenkler@online.de